



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 251.

Donnerstag, 27. Oktober

1927.

(15. Fortsetzung.)

Schattenpuppen.

Ein Roman aus Java von Willy Seidel.

(Nachdruck verboten.)

Erdrink entspannt sich. „Weiter, weiter! Das ist ja interessant.“

„Norden Sie mich, aber schweigen Sie!“ — Salbeiblatt blickt sich um, ob kein Djonges in der Nähe ist. „Herr Doktor Rehmerdill sind sehr erholungsbedürftig! Diese Mischlingsweiber sind hartgesottene Töchter Satans und schaufeln manch entzündendem Mann sein frühes Grab. Jetzt hat der Doktor auch Schluß gemacht, aber falsch hat er es angefangen. Es kostet Geld. Und das hat er nicht daran wenden wollen. Hinausgeschmissen hat er das Geschmeiß. Ich habe gewarnt!!! Als der Doktor das letztemal hier war, in Ihrer und Herrn Heyermans Gesellschaft, da trat ich herzu mit warnendem Finger. Aber eigenwillig sind die Herrschaften; nichts sagen lassen wollen sie sich; und was ist man selbst? Unte, heißt es; marsch in die Küche! — Bambushärchen sind noch das Mildeste auf seltsamem Menu! Er hat sich aus dem Staub gemacht. Die Indos spionieren; Luchsaugen haben sie; Gott gebe, daß er dem Schicksal entgeht. . . . Da haben wir den Indo-europäischen Verband; sein Schwager sitzt im Vorstand; da haben wir diesen Arzt de Runter; überall, Gott, ist es so farbig, daß einem die Augen flimmern. Sicherlich hat er sich sehr gut versteckt. Ich kann ihn nicht finden! Sie können ihn nicht finden. — Ein Wespen-
nest . . .“ Er seufzt.

Erdrink versucht klar zu denken. Ihm wirbelt der Kopf. „Nun, lassen wir das“, beschließt er und erhebt sich. „Auf alle Fälle wäre es für den Doktor besser gewesen, er hätte durch dick und dünn zu seiner Indo gehalten . . .“

„Wie meinen Sie das?“ hört er die singende Frage im Rücken. „Wegen der Bambushärchen?“

„Auch deshalb“, sagt Erdrink achselzuckend und spaziert hinaus. Er leistet sich diese Zweideutigkeit; er wirft Salbeiblatt Gedankenfutter hin; er ist so groß, daß ihm das nichts ausmacht. Ein großes Kind ist er.

Denn in jenem lachsfarbenen Kopf beginnt es bereits zu kombinieren. „Als ich sage . . .“ flüstert Salbeiblatt. „Ist es möglich!“ — Nach einer längeren Pause dreht er sich mit einem Ruck um und geht armschwenkend zu seinen Obliegenheiten zurück.

Erdrink landet in seinem Hotelzimmer und läßt sich aufs Bett fallen. Er ist gewohnt, auf die Dinge loszugehen, sie mit einem Hammer in die gewünschte Form zu schlagen. Doch jetzt? Er weiß nicht, wie er das Gefühl beschreiben soll. Alles zerrinnt ihm, als greife er in einen Korb voller Nale.

Es gibt hier Leute, die haut man auf die Schulter, genau wie zu Hause; sie lachen und trinken einem zu; dann aber laufen sie auseinander und intrigieren. Schafalmäßig hat man ihm sein Besitztum vom Leib gerissen, ohne Federlesen. Wenn man nur hier Bescheid wüßte . . . Vorgestern war er noch reich. Heute hat er die große, offene Wunde, und niemand gibt ihm ein Pflaster. Es ist ein blutiges Mißgeschick.

Den Kopf durch die Kriertrolle hochgestützt, liegt er da, und seine grauen Augen voll triebhafter Trauer

starren ratlos auf die eigenen Hände, die er auf der Brust gefaltet hält. Blondbesäumte Seemannshände sind das, einschauelnd und grobknochig. Kein Wunder, wenn etwas Feines zwischen diesen Fingern zerbricht.

Muß er sich selbst denn immer unterliegen? Müssen seine Scherze denn immer vierkantig bleiben? Und klingt die Munterkeit in ihm an wie ein verstoßenes Menuett: hat es zur Verlautbarung wirklich nur diese unmäßige Schallmuschel seines von Reue und schwer erfahlichen Eindrücken belasteten und beengten Brustkorbs? Herr Erdrink herbergt einen kleinen Finken in sich, der munter zirpt und flug zu lieben verstände. Der hüpfte auf den Sprossen seiner ungefügen Seele umher und sticht ihn — wie mit seiner Sonde — mit seinem süßen Piepton quer durchs Herz. Das peinigt; das ist ein Übermaß. Das ist wie zartes Gift. Dann randaliert Erdrink und treibt rauhe Späße mit seinem liebsten Eigentum. Dann setzt er den kleinen Finken unter eine Dusch. Wie oft hat dieser sich schon schütteln müssen! — Aber jetzt hat er endgültig die Mause.

Erdrink erhebt sich vom Bett und rennt in dumpfer Pein im Zimmer hin und her. Er gerät an den Spiegel, und als er sich sieht, wünscht er wohl, etwas mehr Anmut zu besitzen. Dann packte er besser in die Welt hinein, besonders in dies Land. Blödig bleibt er stehen und haut sich mit der Faust vor die Stirn. Schamhaft bewegt sich vor ihm ein feingeschnittenes Profil unter schmetterlingsbuntem Kopftuch, mit dunklen wissenden Augen: Kusuma. Diese Gestalt scheint ihm zuzuwinken. Ist dieser Eingeborene nicht mit dem Doktor befreundet? — Ja, dieser könnte etwas wissen; muß es wissen . . .

Es ist sieben Uhr abends. Kusuma hängt den Hörer des Tischtelefons ein, in das er lange und eindringlich hineingeflüstert hat. Es war nicht einfach, die Verbindung mit dem Chauffeur von Heyermans herzustellen. Darmawan ist instruiert worden, des Doktors Adresse zu stehlen. Noch hat Kusuma sie nicht; doch alles ist gut unterwegs.

Da wird ihm Besuch gemeldet. Er dreht die Karte zwischen den Fingern. Aha, das ist dieser Deutsche, den er neulich beim Doktor getroffen. Offenbar ein Höflichkeitssbesuch. Er blickt durch die Jalousieritze; auch dieser ist ein Riese wie de Runter. Ein mächtiger Pionier ist das, ein westliches Trampeltier. Wie aufmerksam ihm dieser neulich gelauscht, als der Witz aus dem Volksraad fiel. Doch wo steckt die Frau?

Kusuma trägt sich diesmal europäisch, in Rohseide. Seine Füße stecken weißbesodt in Pumps. Gespannt und witternd tritt er aus dem Hintergrund. Erdrink sieht das Männchen kommen. Sie begrüßen sich: der Javane reicht ihm knapp bis zur Krawatte. Verbindlichkeiten zischelnd, schmiegt sich Kusuma in den Stuhl. Hat er bei Hendrijs noch einen Rest von autochthonem Mitgeföhl empfunden, so gibt es diesem wildfremden

Kapitalisten gegenüber keine Brücke. — Seine schwarzen Augen warten.

Aber der Herr findet den Faden nicht. Er scheint sehr erregt. Offenbar kommt der Mensch, je größer er ist, desto leichter aus dem Konzept. Dann pläht er mit derselben Frage heraus, die auch den ersten Besucher heute drückte: nach der Adresse des Doktors.

Wider Willen lächelt Kusuma in die traurigen wühlenden Augen hinein. Da muß ein Zusammenhang sein! Man ist Kehmerdill hart auf den Fersen. Zuerst kommt sein Schwager und zerrt die alte Chin-sin an den Haaren herbei, um eine Absicht zu fächern; nun kommt dieser Herr, der nur flüchtig mit dem Doktor bekannt ist, der Mann einer aparten Frau, die ihm, Kusuma, beunruhigend im Blute gespußt hat seit der damaligen abendlichen Unterhaltung. . . . Einstweilen, denkt er, bleibe ich im Mittelpunkt. Statt eines gierigen Reflektanten auf die kleine Wissenschaft, die ich vielleicht in kürzester Zeit in Händen halte, gibt es jetzt bereits deren zwei. . . .

Er schüttelt langsam und bedauernd den Kopf. Die Frage wird heiser wiederholt, doch es hilft nichts.

Wenn man die halbe Nacht nach einer Bergbesteigung gezecht und den ganzen Vormittag auf atemraubender Suche war, und dies alles bei 38 Grad Celsius im Schatten, so ist solche Strapaze geeignet, noch stärkere Leute umzuwerfen. Kusuma sieht, wie sein Besucher ein paarmal die Luft heftig einzieht und zur Seite des Stuhles langsam hinuntergleitet. Blichschnell ist er bei ihm, um den Sturz zu bremsen. Dann klatscht er in die Hände und ein Schwarm von Dienern bemüht sich um den ohnmächtigen Tuan.

Sie sind eine gute Anzahl, und doch stöhnen sie, während sie sein Gewicht auf die Couchette neben Kusumas Arbeitsraum verfrachten. Der Gang nach hinten füllt sich mit Silhouetten flüsternder Frauen, die sich zum Schauspiel drängen. Von diesen löst sich die Katur ab, zierlich, vogelfühlig, und bringt ein Flakon mit Nieselsalz. Kusuma nimmt es und winkt ihr ab. Voll grüselnder Neugier, die prächtigen Augen zurückgewandt, verschwindet sie zögernd. Kusuma löst Erdbrinks Kragen und schiebt ihm das Salz unter die Nase. Ist ein Arzt nötig? — Intuitiv durchschaut der Javane den Zustand. Bis sich Erdbrink erholt, wird höchstens eine Stunde vergehen. Er stellt den Ventilator an und legt ihm eine Kompresse auf die Stirn. Dies hat zur Folge, daß Erdbrink bereits nach fünf Minuten die Augen öffnet. Noch ist ihm sehr übel.

Kusuma legt seine Hand wie ein fallendes Blatt auf Erdbrinks Stirn. Dieser sieht nichts als zwei Augen, groß und schwarz. Wenn auch alles um ihn verschwimmt: diese Pupillen, die ihn völlig ausfüllen, bleiben bestehen als ruhende Pole. — „Es geht Ihnen gut, Mijnheer“, hört er wie aus weiter Ferne eine tröstend rieselnde Stimme. „Sie sind etwas müde. . . . Sie wollen schlafen.“ — Und langsam legt sich ein Druck auf seine Glieder, der leicht wächst; eine geruhige, purpurne Finsternis öffnet sich. Kleines fragendes Klopfen bleibt noch lebendig. Aber das ist nicht lauter als eine Trommel im Kampoeng.

Kusuma löst die Finger von Erdbrinks Lidern, fährt streichelnd über die Brust — welche eine Brust! — dann an den Armen entlang, und fühlt das Wiedererwachen des Pulses. Ein tiefer fauchender Atemzug. Erdbrink schläft.

Da schnurrt das Fischelelephon. Der Raden geht hinüber und lauscht hinein. Dann sagt er kurz: „Gut.“

Steinernes Lächeln.

Die Landschaft Redoe in den Borstenlanden träumt unter steiler Sonne. Es ist vormittags; die Reisfelder schillern unter sanften Brisen, und über ihnen schwebend, auf einer Schicht von violetter Dunst, träumen die Regelschatten der Vulkanen. An der Spitze des Merapi, wie ein Klößchen Schafwolle, hängt eine schloßweiße Wolke.

Nora und Kehmerdill schreiten den von silbrigem Wurzelwerk durchflochtenen Weg hinan. Ein Gembang klumpert im Palmenhain und begleitet sie mit melancholischem Ton. Aufatmend stehen sie still. Sie

sind auf dem Plateau der Hügelgruppe angelangt und vor ihnen, kaum mit einem Blick umspannbar, dehnt sich ein Ziergarten aus greisenhaftem Gestein: die altersgraue Masse des Borobudur.

„Schon der Name klingt wie dunkle Zauberformel“, spricht Nora. Schlank und weiß ist sie wie eine Schwanenfeder. Nur der Sonnenschirm, mit einem Schildpattgriff, ist grün. (Einen anderen ebenso grünen hat Mijnheer Erdbrink bei einem gewissen überstürzten Abstieg kürzlich aufgelesen.) Sie trägt einen Panamahut mit herabgebogener Krempe; gerade noch sieht man das Näschen über einem sehr roten kurzlippigen Mund. Wenn sie ihren Freund anblickt, mit ihren beweglichen Augen, so geschieht es tief aus dem Schatten der Krempe heraus.

Eine steile Treppe, fünf Terrassen der pyramidalen Basis überschneidend, eröffnet den schmalen Zugang. Nach Überschreiten der mächtigen Sockelfläche stehen sie vor dem ersten Spiktor, von dem ein Dämonenkopf auf sie heruntergloht. Dann sind sie mitten hineingeworfen in ein tumultuarisches Geschehen, in eine so mannigfache Gebärdenwelt von Gott, Mensch und Fabeltier, daß sich Nora mit leisem Schrei des Erstaunens an Kehmerdills Schulter schmiegt.

Der ganze Daseinsring des Erleuchteten rollt sich ab. Bild reiht sich an Bild. Von den Wandflächen strebt es zur Form: Zierhafter Elefantenrüssel, entspreiztes Pfauenrad, springendes Jagdgetier. . . . Gewänder wallen, Kniee wölben sich und Hüften, stumm schreiende Mäuler klaffen, Augengruben lauern im Schatten. Und nicht nur die Wände leben, sondern jeder Blick scheucht neues steingewordenes Leben auf an Simsen, Friesen und Paneelen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Hoffnung.

Nie darfst du ganz im Schmerz verlassen
Der Hoffnung wunderstarkes Licht.
Sonst ziehen durch die Lebensgassen
Die dumpfen Schatten, schwer und dicht.

Und wo auch deine Schritte gehen
Scheint dir die Erde öd und leer.
Die Liebe kann nicht mehr bestehen
Und füllt dein banges Herz nicht mehr.

O laß die Hoffnung nie zerrinnen, —
Sie gleicht dem starken Lebenswein,
Der stets vor jeglichem Beginnen,
Voll Freude will genossen sein.

Franz Dinga.

Jean Baptiste taucht.

Sklave von Joseph M. Belter.

Für einige Wochen hatte ich im Hafenamt von Hatti eine Stellung angenommen.

Es war im September. Aus glasbarem Himmel brannte die Sonne. Die See lag, kaum bewegt, in tiefem, dunklem Blaugrün, die leuchtenden weißen Mauern der Hafenanlagen blendeten und strahlten eine fast unerträgliche Hitze aus. Die fernen Berge reckten sich hart und klar mit dem schweren Grün ihrer dichten Wälder gegen den glühenden Himmel. Sah man diese Wälder vom Hafen aus, schienen sie starr und tot. Und doch brandete, quoll und kämpfte darin das unheimlich gesteigerte, wilde Leben des tropischen Urwaldes, schwirrten dort Tausende und aber Tausende bunter Vögel und Schmetterlinge, schrien und lärmten die Papageien, träumten mit trägen, alafernen Augen schlafende Schlangen, strömten aus verwirrend glühenden Blüten Wogen von erregenden und betäubenden Düften, schossen die Schäfte felsamer Gewächse in die Höhe, strotzend vor Saft, oder stürzte ein morscher Baumriese in sich zusammen, um in der heißen, feuchten, drückenden Luft des ewigen Halbdunkels langsam zu vermodern, in wenigen Tagen schon ein fruchtbarer Schoß neuen Lebens, das aus ihm gierig ins Licht drängte: Tod und Auferstehung im raschen Wechsel, Triumph und Untergang, ewige Wiederkehr des Gleichen.

Am Rai unter einer schattigen Mauer lagen unsere schwarzen Hafenarbeiter. Ihre fast nackten Leiber schimmerten in einem prachtvollen Braunschwarz, von dem sich das Weiß ihrer Zähne blendend abhob. Sie schliefen mit Genuß und geradezu animalischer Hingabe, regten sich kaum einmal, bis endlich am Nachmittag der regelmäßige Papag-

dampfer, der von New York herüberkam, sich am Horizont zeigte. Da wurden sie widerwillig wach, murmelten noch eine Weile verdrießlich und verschwanden nacheinander in der Kantine, sich für die bevorstehende Arbeit, deren Hauptteil in Geschrei bestand, zu stärken.

Mit einem Male war nun auch Jean Baptiste wieder da, grüßte augenzwinkernd herüber und schlenderte faul näher. Er war der beste Taucher der ganzen Insel, ein vielleicht 22 Jahre alter Bursche, der uns bei den Hafenarbeiten manchen guten Dienst erwiesen hatte. Sie als Arbeiter einstellen zu lassen, das fiel ihm allerdings gar nicht ein. Man sah ihn nur, wenn ein Dampfer kam. Dann kaufte sein schwarzer Körper ins Wasser und verschwand. Eine Weile später tauchte er auf, dicht am Schiff, bettelte um kleine Münzen, die die Fahrgäste ins Wasser warfen und hinter denen sein kraushaariger Kopf blitschnell tauchend verschwand, bis er schnaufend und grinsend wieder erschien, die Beute triumphierend in der Hand. Für heute jedoch war ihm Besonderes zugeflossen.

Der Dampfer hatte angelegt, die Reisenden strömten herüber, da schrie eine weibliche Frauenstimme auf. Ich eilte herzu: eine Amerikanerin jammerte ihrer Handtasche nach; sie war ihr im Gedränge entfallen und ins Wasser gesunken.

Ich tröstete: das sei durchaus nicht so schlimm. Jean Baptiste sei da, also sei die Tasche nicht verloren. Über die scharfen Züge der Dame flog ein Schimmer neuer Hoffnung. Vielleicht sehe sie dem Schwarzen eine Prämie. Ich schlug ich vor. Ja, die Tasche enthalte 25 Dollar; 2 Dollar solle er haben. Ich winkte Jean Baptiste herbei. Er grinsete beglückt. Zwei ganze Dollar! Ein Vermögen für ihn! Schon setzte er mit einem eleganten Schwung über das Geländer und verschwand in einem Wirbel von Gischt und aufspritzenden Wellen. Das Wasser zog seine Kreise, die Wellen glätteten sich, kleine Blasen stiegen auf. Eine endlose Minute verging, noch eine. Die Augen der Frau wurden immer ängstlicher. Endlich tauchte der Schwarze prustend auf, aber — ich traute meinen Augen kaum — mit leeren Händen. Er ruderte mit ausholenden Stößen zur Mole, stieg herauf, tat unglücklich und lauerwischte in schauderndem Englisch: die Tasche sei nicht zu finden.

Die dürre Frau schien zu verzweifeln. Endlich taten sich ihre messerscharfen Lippen auseinander: drei Dollar, wenn er die Tasche wiederbrächte. Jean Baptiste stand wie ein begossener Pudel, das Wasser rann an seinem schwarzen Leib herunter; er zuckte hilflos mit den Schultern. Ich redete ihm zu. Fast fühlte ich mich selbst mit blamiert. Jean Baptiste, mir zuliebe! Gut: er wollte es noch einmal versuchen.

Er schwang sich über das Geländer. Kopfsprung. Und verschwand im Dunkel der Tiefe. Aber gleich war er wieder da. Nichts!

Langsam kroch er herauf, begann zu jammern. Ich stand seitwärts. Merkwürdig, dachte ich, seit wann jammert er so, kuschelt mit den Armen, verdreht die Augen. Ich rief ihn an. Er wandte sich mir zu. Da sah ich in seinen verschlagenen Augen ein listiges Fünkchen glimmen und zog ihn beiseite.

„Jean Baptiste! Kerl!“ fuhr ich ihn an. „Schämst du dich denn gar nicht?“ O nein, Jean Baptiste schämte sich gar nicht, schämte sich nicht im mindesten.

„Du hast die Tasche gefunden, du Gauner!“ — Natürlich hatte er sie gefunden. Aber: sie enthielt an die tausend Dollar, gestand er mir flüsternd. Fünfundwanzig Dollar, wenn die Alte zahle.

Er war ein Gauner, der Jean Baptiste, aber sonst eine gute und treue Seele. Schließlich hätte er ja die Tasche ganz unterschlagen können. Also hielt ich der Frau einen Vortrag über den lebensgefährlichen Beruf eines Tauchers, wobei ich der Hute, der Syänen des Meeres, zu erwähnen nicht vergaß, und wies schließlich darauf hin, daß ein dritter Versuch eine ungeheure Anstrengung bedeute. Möglicherweise eines Lungenschlages usw. deutete ich zaghaft an. Immerhin sei der Schwarze bereit, einen dritten Versuch zu machen, wenn sie sich entschloße, 25 Dollar als Prämie zu stiften. Höchstes Entzücken. Zähne Abwehr mit aerungenen Händen. Jean Baptiste verzog keine Miene und schlenderte davon, der Kantine zu.

Entgeistert starrte das alte Fräulein ihm nach. Je weiter er sich entfernte, desto zappeliger wurde sie. Schließlich, als er schon um die Ecke der Kantine zu verschwinden drohte, schrie sie: „Zurück!“ Ihre Stimme war nicht schön, nein, ganz gewiß nicht, aber sie war laut.

Jean Baptiste wandte sich nachlässig, hob fragend zweimal beide Hände mit ausgepreizten Fingern, noch einmal eine Hand. Fünfundwanzig?

Die Ärmste konnte nur noch nicken. Da kam auch schon der Schwarze herangeschnellt, federnd, mit spielenden Musteln, noch glänzend vor Kasse, kaufte ins Wasser und war wenige Augenblicke später wieder da, die Tasche in erhobener Hand, bleckte die Zähne und grinsete unverkämmt.

Den guten Jean Baptiste haben wir nach diesem Streich

länger als einen halben Monat lang nicht zu Gesicht bekommen. So lange nämlich die Dollar reichlich, verachtete er jede Arbeit und war ein nobler Herr. Dann kam er wieder. Mit südbühischem Augenzwinkern grüßte er herüber. Heute noch ist er der Stolz des Hafens.

Das Pantheon der Könige.

Es liegt hart an der Straße eines düsteren ärmlichen Stadtteils in Lissabon, im Kreuzgang des ehemaligen Klosters São Vicente de Fora.

Nach Zahlung eines Escudos, den ein freundlich lächelnder, schwarzgekleideter Custos gegen Quittung entgegennimmt, vollzieht sich der Eintritt formlos, unzeremoniell, nicht anders wie in ein Panoptikum oder in eine Jahrmarktsbude.

Im langgestreckten schmalen Raum reihen und türmen sich die Särge derer aus dem Hause Braganza.

Kein dumpfer Gewölbegeruch schlägt dem Eintretenden entgegen und nichts Ehrfurchtgebietendes und Feierliches umweht ihn hier. Keine Grabesatmosphäre umfängt ihn und kein mystisches Dunkel heiligt diese Stätte.

Die Tür zum Flur bleibt offen während des Besuchs, der Lärm der Außenwelt dringt herein, keine Weihe, keine geheiligte Stille darf dieses „Pantheon real“ für sich behaupten.

Der Custos spricht Portugiesisch und radebrecht Spanisch. Er plaudert im heiteren Konversationston, laut und ungehemmt, ungeniert und geschäftsmäßig, er flücht im gelbbraunen Angesicht, das pechschwarzes Haar umrahmt, freundlich und belustigt die schneeweißen Zähne.

Mein Gott, — er zeigt die toten Könige und Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen nun schon seit Jahren, er tut es ordnungsmäßig und sachlich, — damit sind seine Verbindlichkeiten erschöpft. Weiter schuldet er dem Hause Braganza nichts.

An den meisten der Särge sind eine Unzahl von Visitenkarten befestigt, an einigen mehr, an anderen weniger, — viele Hunderte im ganzen.

Der Custos beantwortet zweifelnde Fragen und erklärt, daß Besucher diese Karten zurückgelassen haben, Besucher, die zumeist aus Amerika oder England, aber auch aus Deutschland stammen. Sie haben nie in irgend welchen Beziehungen zum Hause Braganza gestanden, aber aus Beispiels wurde Gewohnheit, aus Gewohnheit wurde Mode. Und jetzt ist es die ganz große Mode geworden, seine Karte zurückzulassen, wenn man die toten Fürsten besucht hat.

Der gute Custos schüttelt sich vor Lachen, als er diese Aufführung gibt, er nennt die „Mode“ lächerlich und abgeschmackt, aber im Grunde — was geht es ihn an? Er läßt die Leute gewähren.

In der Mitte des Pantheon steht der mächtige Sarkophag mit der Leiche Dom Pedros, des einstigen Kaisers von Brasilien. Aber das Herz hat man der Leiche genommen, wie der Custos freundlich lächelnd berichtet, und es vom übrigen Körper getrennt in Oporto beigelegt.

Die größte Sensation kommt zum Schluß.

Sechs der Fürstlichkeiten, vier Könige und zwei Prinzen, sind als einbalsamierte Mumien unter Glasdeckel sichtbar.

Am Kopfende jedes dieser Särge befindet sich eine elektrische Glühlampe, die der Custos in Brand setzt. Man bestreift eine kurze Leiter und sieht nun durch den mehr oder weniger verstaubten Glasdeckel dem mumifizierten Potentaten ins Angesicht.

Die Einbalsamierung bei einigen ist mangelhaft, und man erkennt auf den ersten Blick, daß die alten Ägypter ihre Kunst besser verstanden.

Nur König Carlos I. und sein Sohn, Kronprinz Luis Filipe, die am 1. Februar 1908 in Lissabon durch Mordhand fielen, sind leidlich gut erhalten und entsprechen noch den Bildern, die man sich von ihnen in der Erinnerung bewahrt hat.

Sie alle liegen da in goldstrotzenden Uniformen, mit Orden und Degen. Die weißen Glacéhandschuhe sind fastig zusammengefallen und sehen aus, als ob sie ihren Trägern schon bei Lebzeiten nicht gepaßt hätten.

Nachdem man den letzten elektrisch beleuchteten toten König beschaut hat, lächelt der gute Custos wiederum freundlich und sagt achselzuckend und gleichsam bedauernd: „Das ist alles.“

Es tut ihm anscheinend aufrichtig leid, nicht noch mehr tote Könige zeigen zu können.

Man gibt ihm ein Trinkgeld und verläßt das Sargmagazin des Hauses Braganza mit recht geteilten Empfindungen.

Nur die eine Empfindung bleibt ungeteilt: Sic transit gloria mundi!



Des Kleingärtners Tagewerk im November.

Mit dem November beginnt der Spätherbst, die trübste Zeit im ganzen Jahre. Dichte Nebel und häufige Regengüsse verdünnern die schon kurzen Tagesstunden. Stürme der Tag- und Nachtaleiche toben zuweilen und fegen die letzten fahlen Blätter von den Bäumen. Kahl und öde, traurig und leer sind die Fluren und Wälder. Selbst die immergrünen Nadelbäume trauern um die vergangene schöne Zeit, sie zeigen ein düsteres, dunkelbraunes Gewand. Nur die Wiesen und Wintersaaten prangen noch im sattigem Grün, die einzige Erinnerung an schöne Herbsttage.

Trotzdem darf der Garten für uns nicht verschlossen bleiben. Nach beendeter Ernte gilt es, die leergewordenen Beete umzugraben und zu düngen, eine für die Besserung des Bodens höchwichtige Arbeit, die wir deshalb, soweit es nicht schon geschehen ist, unbedingt noch erledigen sollten. Erleichtert wird das Umspaten dadurch, daß die Schollen nicht zu zerkleinern sind. Der Frost zermürbt sie besser, als wir es mit dem besten Werkzeug fertigbringen können. Zudem wird Regen, Schnee und Luft der Zutritt erleichtert und dadurch werden eine Menge Nährstoffe für die Pflanzen erschlossen. Darum frisch an die Arbeit am ersten trockenen Tag!

Im Herbst ist auch die geeignetste Zeit, kalkarmen Boden zu kalken. Wir wählen dazu ebenfalls einen trockenen Tag, aber es darf nicht vergessen werden, den Düngerkalk alsbald mit der obersten Bodenschicht zu vermischen.

Im Obstgarten harren unser noch mancherlei ebenso wichtige wie dringende Arbeiten, die in der Bekämpfung der Schädlinge der Hauptsache nach gipfeln. Die Obsternte hat uns wiederum nur zu deutlich zum Bewußtsein gebracht, welch einen ungeheuren Schaden Insekten und Krankheiten angerichtet haben und welch eine ernste, große Gefahr für unseren deutschen Obstbau durch deren fortgesetzte Zunahme bevorsteht. Wir können nur gegen die zunehmende Einfuhr aus dem Auslande mit Erfolg ankämpfen, wenn wir selbst tadelloses, einwandfreies Obst liefern. Dazu sind wir aber nur imstande, wenn wir Schädlinge und Krankheiten während des ganzen Jahres energisch zu bekämpfen suchen. Darum auch hier mit frischem Mut an die Arbeit.

Vor allem reinige man die Stämme älterer Bäume von den abgestorbenen Rinden, hinter denen eine Menge Schädlinge ihr Winterquartier aufgeschlagen haben. Die abgestorbenen Rindenteile sind zu verbrennen und die gereinigten Stämme mit Obstbaumkarbolineum anzustreichen. Die angelegten Klebegürtel sind, wo der Leim seine Klebfähigkeit verloren hat, erneut zu bestreichen. Am besten bedient man sich hierzu des Raupenleims „Höchst“, dessen Klebfähigkeit solange anhält, daß der Leim nicht erneuert zu werden braucht. Immer wieder habe man sein Augenmerk auf die Blutläuse, die auch in diesem Jahre stellenweise wieder sehr stark aufgetreten sind. Auch hier bestreiche man die befallenen Stellen mit einer 20proz. Lösung von Obstbaumkarbolineum oder Aphisbon. Des weiteren lege man den Wurzelhals der heimgesuchten Bäume bloß, da sich hier die Blutläuse zurückgezogen haben. Man vernichte sie hier mit Tabakstaub oder Aklal und bedecke dann den Wurzelhals mit Erde wieder.

Die Baumstämme junger Obstbäume müssen einer genauen Durchsicht unterzogen werden. Abgesaute Pfähle sind zu ersetzen, wacklige wieder zu befestigen und losgerissene Baumstämme zu erneuern, damit keine Wunden durch Reibungen entstehen.

Die beste Pflanzzeit für Obstbäume und Sträucher ist jetzt gekommen. Bei der Wahl der Obstsorten lasse man sich von dem Grundgedanken leiten, nur gute, für die Gegend passende Sorten anzupflanzen. Handelt es sich dabei um Verkaufsobst, so wähle man hauptsächlich solche Sorten, die sich durch schöne, lebhaft gefärbte Früchte auszeichnen. Bei Apfel kommt noch in Betracht, daß sie widerstandsfähig gegen Blutläuse sind, wie z. B. Königslicher Kurzstiel, roter Eiserapfel, Charlamowski, Ananas-Renette, Kanada-Renette u. a.

Im Gemüsegarten stehen auch noch mancherlei Arbeiten bevor. Vor allem Sorge man für die Reinigung des Gartens von allen Abfällen, beseitige die Kohlstünke, reinige die Wege. Nichts ist häßlicher als ein verwahrloster Garten während des Winters. Die Bohnenstangen, Tomaten-

und Rosenpfähle, die Bretter und Rißbeetkasten sind von den Beeten zu entfernen und in einen trockenen Raum zu bringen.

Noch ist es Zeit, Secklinge des Advenstraktes, sowie Wintersalat zu pflanzen, aber dieses ist nur ratsam in Gegenden mit mildem Klima. Beide werden in flache, von Osten nach Westen laufende Gräben gepflanzt, denen ein kleiner Wall, nach Süden vorgelagert ist, damit die Wurzeln nicht zu stark von der Sonne erwärmt werden.

Wo Rüben und Sellerie überwintert werden, sind diese Wurzeln vor Mäuse zu schützen. Am wirksamsten erledigt man diese Schädlinge, wenn man Fallen aufstellt oder die bewährten Zellogiftkörner oder Sozialkuchen (nicht mit der bloßen Hand anfassen) auslegt.

Das Winterobst muß schwichen, ehe es in den Lagerraum kommt.

Sorgfalt in der Behandlung des Winterobstes, das oft längere Zeit bis zu seiner Genussreife lagern muß, muß oberster Grundfak sein, sonst haben wir bald durch eigene Unachtsamkeit Verluste zu verzeichnen. Selbst kleine Fehler rächen sich dann bitter.

Meist wird eine Maßnahme, die für die Verbeiführung der Reife und für die Güte des Obstes von nicht zu unterschätzendem Werte ist, vor der endgültigen Einlagerung der Früchte ganz und gar außer acht gelassen. Sie besteht darin, daß man das Kernobst, Apfel und Birnen, erst 2—3 Wochen lang in einem nicht zu warmen (etwa 10—12 Grad Celsius) Lagerraum ausdünsten oder, wie der Fachmann sagt, schwichen läßt. Zu diesem Zwecke legt man die Früchte, namentlich solche, die sich fettig anfühlen oder mit glatter Schale versehen sind, in flache Haufen zusammen und bedeckt sie zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen mit Packpapier oder hält die Sonne in anderer Weise ab. Bald geht mit dem Obste eine Veränderung vor sich. Die aufeinanderliegenden Früchte erwärmen sich, wodurch ein großer Teil ihres Wassergehaltes verdunstet wird. Auch der Säuregehalt geht bedeutend zurück, während sich die Zuckermenge und das Aroma dementsprechend erhöhen. Äußerlich ist dieser Vorgang an der Veränderung der Farbe erkenntlich; die vorher grüne Schale vieler Sorten wird gelb und die vorher trockene Wachslichte feucht und fettig. Bei den Früchten aber, die Neigung zum Faulen oder Fledigwerden haben, tritt diese schon frühzeitig auf, so daß sie, ehe sie aufs Lager kommen, ausgelesen werden können. Dadurch hat man die Gewißheit, meist nur gesunde, sich länger haltende Früchte zu haben.

Das frühe Einpflanzen der Blumenzwiebeln bietet mancherlei Vorteile.

Je früher das Eintopfen der Blumenzwiebeln geschieht, desto besser und reicher bewurzeln sie sich, desto kräftiger werden die Pflanzen, die dementsprechend auch schöne, vollkommene Blüten hervorbringen.

Die zu wählende Erde kann humusreich wie die Mistbeeterde, darf jedoch nicht zu fett und nahrhaft sein; denn sonst entwickeln sich die Blätter allzu üppig auf Kosten der Blüten. Abgesehen haben die Zwiebeln der Hyazinthen, Tulpen usw. im Vorjahr selbst reiche Mengen Nährstoffvorräte, besonders — ähnlich wie die Kartoffelnknollen — an Stärke angehäuft, daß sie daraus ihren oberirdischen Teil vollständig aufbauen können. Sie bedürfen nur der Wurzeln zur Zuleitung des Wassers, das die Nährstoffe nach oben transportiert. Das beweisen die Hyazinthenzwiebeln, die auf mit Wasser gefüllte Gläser gesetzt werden.

Für die Größe der Töpfe ist die Anzahl der Zwiebeln, die in dieselben gepflanzt werden, maßgebend. Während für eine Hyazinthe ein Topf von 10 Zentimeter schon vollständig genügt, können in einen gleichgroßen Topf drei Tulpen, fünf Krokusse und sieben Scilla gepflanzt werden. Die Zwiebeln dürfen nicht zu hoch zu stehen kommen, sondern der Zwiebelhals soll mit der Oberfläche der Erde abschneiden. Nach dem Einpflanzen sind die Zwiebeln gut anzugießen und dunkel und kühl aufzubewahren, damit sie nicht vor genügender Wurzelentwicklung zu treiben beginnen. Deshalb bedeckt man sie mit feuchter Erde oder Sand etwa handhoch, oder gräbt sie an einer schattigen Stelle im Garten ebenso tief ein. Beim Herausnehmen sind die Töpfe mit beiden Händen oben zu fassen, daß sie nicht umkippen.